SONDERAUSGABE 2012

WOLFEGGER BLÄTTER

Die bäuerliche Kulturlandschaft Oberschwabens

Ein Führer durch Elemente der bäuerlichen Kulturlandschaft im Erweiterungsgelände des Museums. Diese befindet sich noch in der Entwicklung, die Jahrzehnte dauern kann. Wir erläutern Ihnen in Text und Bild, wie die durch Bauernhand geschaffene Kulturlandschaft unserer Region vor rund 100 Jahren aussah.

Vielfältige Gliederung des Allgäuer Alpenvorlandes mit Nagelfluhkette im Hintergrund

Typische Baumgruppe auf einer Kuppe, davor ein seit Jahren ungemähter Stufenreain mit Anfangs-stadien einer Hecke

Zu Puppen aufgestellte Getreidegarben (Aufnahme aus dem Jahr 1958)

Editorial

Liebe Freundinnen und Freunde des Bauernhaus-Museums,
liebe Mitglieder der Fördergemeinschaft Bauernhaus-Museum Wolfegg e.V.,

das Bauernhaus-Museum Wolfegg liegt wunderschön eingebettet in die typische Kulturlandschaft unserer Region. Diese überaus reizvolle Lage und die Vielfalt der landschaftlichen Ausprägungen auf dem Museumsgelände – Wiesen, Weiden und Äcker, mit seltenen Blumen und Kräutern bewachsene Wegraine, Hecken, welche zahlreichen Tierarten eine Heimat bieten, eine Tafelwiese mit der ihr eigenen Flora und Fauna und andere Elemente der traditionellen bäuerlichen Kulturlandschaft unserer Heimat – tragen neben den historischen Gebäuden viel zur Attraktivität des Museumsgeländes bei.

Die oberschwäbische Kulturlandschaft wurde durch jahrhundertlange landwirtschaftliche Nutzung geprägt und zeichnet sich durch eine besondere landschaftliche Vielfalt aus. Eine bis Mitte des vorigen Jahrhunderts über Generationen gewachsene Landschaft wurde durch die Mechanisierung der Landwirtschaft dann einem raschen Wandel unterzogen. Die Folgen dieser Prozesse sind unübersehbar: landschaftsprägende Elemente, die typische Flora und Fauna, aber auch traditionelle landwirtschaftliche Arbeitstechniken und unser Wissen um diese verschwanden teilweise, gerieten in Vergessenheit und drohen aus unserem Bewusstsein zu verschwinden.

Diese über Generationen entstandene Vielfalt der bäuerlichen Kulturlandschaft unserer Heimat zu bewahren und dem Museumspublikum zu vermitteln ist ebenso Aufgabe des Bauernhaus-Museums wie die Bewahrung vergangener ländlicher Lebenswelten und deren bauhistorischen Zeugnissen. Aus diesem Grund ist auch die Initiative der Fördergemeinschaft des Bauernhaus-Museums entstanden, diesem bedeutsamen Aspekt des Museumskonzepts eine eigene Publikation zu widmen.

Die Fördergemeinschaft Bauernhaus-Museum Wolfegg e.V. schließt mit dem vorliegenden Sonderheft der „Wolfegger Blätter“ zur bäuerlichen Kulturlandschaft Oberschwabens ein lange und intensiv diskutiertes und bearbeitetes Projekt erfolgreich ab. Mein Dank geht daher an alle, die mit großem Engagement und Fachwissen an der Entstehung und Umsetzung dieser Publikation mitgewirkt haben.

Mein besonderer Dank gilt auch der Kreissparkasse Ravensburg, die die Veröffentlichung des Sonderhefts großzügig unterstützt.

Ich wünsche dem Sonderheft „Die bäuerliche Kulturlandschaft Oberschwabens“ nun zahlreiche interessierte Leserinnen und Leser, die die lohnenswerte Lektüre vielleicht auch zum Anlass für einen Besuch im Bauernhaus-Museum Wolfegg nehmen, um die Einzigartigkeit und Vielfältigkeit unserer Landschaft vor Ort zu erleben und zu genießen.

Erste Landesbeamtin
Eva-Maria Meschenmoser

Oberschwabens bäuerliche Kulturlandschaft – über Generationen entstandene Vielfalt

von Prof. Dr. Friedrich Weller

Das südliche Oberschwaben zeichnet sich durch eine besondere landschaftliche Vielfalt aus. Diese hat zwei Ursachen: Da ist zunächst die Vielfalt der natürlichen Gegebenheiten mit ihren Gletscherzungenbecken, Moränenzügen, Drumlins, Schotterebenen, Toteislöchern, Schmelzwassertälern, Tobeln, Bächen, Flüssen, Seen und Mooren. Und dazu kommt der wirtschaftende Mensch, der diese Gegebenheiten für seine Zwecke nutzt und dadurch aus der Naturlandschaft eine Kulturlandschaft formt. Dabei muss er sich den natürlichen Gegebenheiten anpassen. Das Ergebnis der Anpassung ist im Lauf der Zeit einem mehr oder weniger starken Wandel unterworfen – je nach den Bedürfnissen der Menschen, aber auch nach dem Stand ihrer Kenntnisse, technischen Hilfsmittel, Nutzpflanzen und –tiere sowie ihrer Betriebsstrukturen und ihrer immer stärkeren marktwirtschaftlichen und politischen Verflechtungen.

Abb. 1: Moränenlandschaft bei Wangen-Oflings

Ohne die gestaltende Tätigkeit des Menschen wäre heute noch nahezu ganz Mitteleuropa von Wald bedeckt, der nach dem Ende der letzten Eiszeit wieder in die offene Tundrenlandschaft zurückgekehrt war. Großräumig davon ausgenommen waren nur die kalten Hochlagen oberhalb der alpinen Waldgrenze, ansonsten nur kleinere insel- oder bandförmige Flächen, beispielsweise blanke Felsen, alle Gewässer und die feuchtesten Sumpf- und Moorflächen, vorübergehend ergänzt durch Hangrutschstellen und Windwurfflächen.

Diese geschlossene Waldlandschaft, in der man „vor lauter Bäumen den Wald nicht sah“, trafen die jungsteinzeitlichen **Bandkeramiker** an, als sie im fünften Jahrtausend v. Chr. entlang der großen Flusstäler nach Mitteleuropa vordrangen. Sie gelten als die ersten **Ackerbauern** und **Viehzüchter.** Diese neue Lebens- und Wirtschaftsform hatte sich bereits im 12. bis 8. Jahrtausend v. Chr. in den aus klimatischen Gründen waldfreien Steppengebieten des Vorderen Orients entwickelt. Wer in dem klimatisch anders gearteten Mitteleuropa Ackerbau treiben wollte, musste zuerst den Wald roden. Dabei entstanden zunächst nur kleinere **Rodungsinseln.** War der Boden durch den Raubbau an Nährstoffen erschöpft, musste die Ackerfläche „wandern“, indem neues Ackerland gerodet und das bisherige wieder dem Wald überlassen wurde. Dieser **„Wald-Feld-Bau“** stellt die erste Form einer landbaulichen Rotation dar.

Aus den Siedlungsspuren ist zu schließen, dass die ersten Bauern die unterschiedliche **landbauliche Eignung** der verschiedenen Landschaften bereits klar erkannt hatten und sich entsprechend anpassten. So finden sich die Spuren der Bandkeramiker fast ausschließlich in den wärmeren, relativ niederschlagsarmen, lössreichen und damit für den Ackerbau besonders günstigen Teilen Mitteleuropas. Diese jungsteinzeitlichen **„Siedlungskammern“** waren auch in den folgenden Jahrtausenden Kerngebiete von Ackerbau und Siedlung, in denen der Wald auf immer kleinere Inseln zurückgedrängt wurde. Im Alpenvorland konzentrierten sich diese Siedlungen auf die relativ niederschlagsarmen Bereiche des Donauraumes, des westlichen Bodenseegebietes mit dem Hegau und des Westschweizer Mittellandes, während die niederschlagsreicheren und deshalb für den Ackerbau ungünstigeren alpennahen Gebiete trotz ähnlich mineralkräftiger Böden zunächst weitgehend siedlungsfrei blieben.

Erst im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit konnte der Ackerbau dank der Entwicklung von Düngungsverfahren und der Selektion anspruchsloserer Kulturpflanzen auf die basenarmen Standorte der Mittelgebirge sowie in die niederschlagsreichen Teile des Alpenvorlandes, beispielsweise das Allgäu, vordringen. Diese jungen Siedlungen sind häufig schon an den Ortsnamen von den älteren zu unterscheiden. Während im **„Altsiedelland“** die Endsilben –ingen, -ing, -ungen, -heim

Abb. 2: Demonstration von „Wald-Feld-Bau“ – aufgenommen im Freilichtmuseum Kommern

und –hausen weit verbreitet sind, finden sich auf den **neuen Rodungsflächen** viele Ortsnamen, deren Endungen auf den Rodevorgang hinweisen, wie –roden, -rot, -reut(t)e, -schwend(e), -schwand(en) u. a. Wie im inzwischen waldarmen „Altsiedelland“ mussten die Höfe auch in den neuen Rodungsgebieten möglichst autark sein, d. h. ihre Bewohner mit allen lebensnotwendigen Gütern versorgen.

Wie wir gesehen haben, erfolgte die Ausbreitung des Ackerbaus in Mitteleuropa praktisch immer auf Kosten des Waldes. Große zusammenhängende Waldgebiete finden sich heute mit wenigen Ausnahmen nur noch dort, wo großräumig ungünstige Standortsverhältnisse für den Ackerbau vorlagen. Die Eingriffe des Menschen beschränkten sich aber nicht nur auf die Verringerung der Waldfläche, sondern veränderten auch den **Wald** selbst in mehrfacher Hinsicht. Schon die jungsteinzeitlichen Bauern hatten den Wäldern Holz als Bau- und Brennstoff sowie als Rohstoff für die Herstellung ihrer Geräte entnommen. Und **Holznutzung** ist uns

Abb. 3: Viehweide bei Amtzell

heute als der die Wälder am stärksten prägende Eingriff des Menschen geläufig. Darüber wird leicht vergessen, dass sich in früheren Epochen eine andere Art der Nutzung weitaus stärker auf die Wälder ausgewirkt hat. Dies war eine extensive, den Wald einbeziehende Weidewirtschaft, die schon mit der Entstehung der jungsteinzeitlichen Siedlungskammern einsetzte und bis vor etwa 200 Jahren nahezu allgemein in Mitteleuropa herrschte. Im Unterschied zu den Verhältnissen im Vorderen Orient gab es in den Siedlungsgebieten Mitteleuropas keine natürlichen Grasländer, weshalb das Vieh auf den Wald als Weide angewiesen war. Der ständige Verbiss verhinderte eine natürliche Verjüngung des Waldes, was zu seiner zunehmenden Auflichtung führte. Am Boden der sich allmählich parkartig lichtenden Landschaft konnten sich nun lichtbedürftige Gräser und Kräuter ansiedeln, die schließlich auf großen Flächen die von einzelnen Bäumen und Sträuchern überstandenen Triftweiden bestimmten.

Doch erst in der Neuzeit erreichte die Waldverwüstung ihr größtes Ausmaß, als der Holzverbrauch durch die wachsenden Städte und insbesondere die sich allmählich entwickelnden, zumeist auf Holzkohle angewiesenen Industrien enorm anstieg. Die dafür verbrauchten Holzmengen waren weit größer als das, was unter dem Druck der Beweidung in der gleichen Zeit nachwuchs. Abhilfe konnte nur der Übergang vom ungeregelten Plündern des Waldes zu einer geregelten, nachhaltigen Holz- und Futterproduktion schaffen. Dies setzte eine – zumindest zeitweise – Trennung von Wald und Weide voraus. Erst dadurch wurde im 19. Jahrhundert eine gezielte Anpflanzung der gewünschten Baumarten möglich. Deren Auswahl wurde in erster Linie von wirtschaftlichen Kalkulationen bestimmt. Darin schnitten die Nadelhölzer wegen ihrer frühen Hiebreife und vielseitigen Verwendbarkeit meist besser ab als die Laubhölzer. Deshalb erfolgten die Aufforstungen bevorzugt mit Nadelbäumen, insbesondere der Fichte. Das veränderte das Bild vieler mitteleuropäischer Kulturlandschaften erheblich: An die Stelle der laubholz- und artenreichen Weide-, Mittel- und Niederwälder traten mehr und mehr die artenarmen, ganzjährig dunklen, gleichaltrigen Nadelholzforste.

Die Grünlandflächen, die wir heute als selbstverständliche Bestandteile vieler mitteleuropäischer Kulturlandschaften kennen, sind wie die Äcker erst durch landwirtschaftliche Nutzung aus ehemaligem Waldland hervorgegangen, die Mähwiesen wesentlich später als die Viehweiden. Letztere entwickelten sich in ihrer extensiven Form vielfach ohne besondere Maßnahmen bei anhaltendem Weidegang aus den Weidewäldern über die Triftweiden. Wiesen erfordern dagegen eine Mahd. Diese wirkt wesentlich anders auf die Pflanzengesellschaften als die allmähliche Auslese durch Weidetiere. Sie fördert rasch- und hochwüchsige, regenerationsfähige Arten, wozu namentlich die typischen Wiesengräser gehören. Man nimmt an, dass die ersten Wiesen einschürig waren, d. h. nur einmal im Jahr und relativ spät gemäht wurden. Obwohl es bereits römische Vorbilder für mehrschürige Wiesen gegeben hat, dürfte ihre stärkere Verbreitung in Mitteleuropa nicht weiter als etwa tausend Jahre zurückreichen. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war für Wiesen vor dem Schnitt ein blütenbunter Aspekt charakteristisch, insbesondere für die wenig oder nicht gedüngten „Mager-

wiesen". Aber auch die sog. „Fettwiesen" zeichneten sich damals noch durch eine größere Artenfülle aus. Diese ist inzwischen auf den meisten Wiesen durch höhere Düngung und häufigeren Schnitt zurückgegangen, da nur wenige Arten diesen Bedingungen gewachsen sind.

Mähwiesen und Standweiden nahmen bis ins 19. Jahrhundert herein in den meisten mitteleuropäischen Landschaften nur relativ bescheidene Flächen ein. Erst dann erlebten sie eine stärkere Ausdehnung. Dies ist einesteils auf die Umwandlung von Triftweiden zurückzuführen. Andererseits wurden nun aber auch viele Äcker in Grünland umgewandelt. Die Ursache dafür lag in der Entwicklung des **Transportwesens** und der **Konservierungsmöglichkeiten,** die den Austausch auch leicht verderblicher Produkte über größere Entfernungen ermöglichte. Dadurch entfiel der Zwang zur Autarkie jedes einzelnen Hofes. War man bislang darauf angewiesen, nahezu alle lebensnotwendigen Güter auf dem Hofe selbst zu produzieren, so konnte man sich nun mehr und mehr auf die Betriebszweige konzentrieren, die unter den gegebenen Standortsverhältnissen den besten wirtschaftlichen Erfolg versprachen. Das führte in vielen Fällen zur Aufgabe des Ackerbaus zugunsten besser an Klima und Böden angepasster Futterwiesen und Intensivweiden mit einer darauf basierenden Milchwirtschaft. Diese Umstellung vollzog sich namentlich auf schwer bearbeitbaren Tonböden sowie allgemein in Hanglagen, wo heute noch vielfach die erhalten gebliebenen Stufenraine auf den früheren Ackerbau hinweisen.

In großem Stil erfolgte die **Umwandlung** in den niederschlagsreichen Teilen des Alpenvorlandes, wie dem **Allgäu,** das uns heute als typisches Grünlandgebiet geläufig ist, in dem selbst ebene Flächen als Wiesen oder Weiden genutzt werden. Diese Flächen waren jedoch seit ihrer Erstkultivierung im Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein überwiegend Ackerland, das häufig in Form der **Feld-Gras-Wirtschaft** (Egartenwirtschaft), dem mehrjährigen Wechsel von Acker und Grünland, bewirtschaftet wurde. Mit dem Wegfall des Getreidebaus wurde Stroh als Einstreu für die Viehställe zur Mangelware. Deshalb erfreuten sich die ungedüngten **Streuwiesen** auf den im Alpenvorland nicht selten feuchten bis nassen Standorten jetzt besonderer Wertschätzung, bis schließlich durch andere Formen der Stallhaltung der Bedarf an Streu ganz entfiel. Im 20. Jahrhundert erfuhr die Umwandlung von Acker- in Grünland dank dem forcierten Ausbau des Molkereiwesens in den 20er und 30er Jahren nochmals einen kräftigen Schub. Seit den 50er Jahren wird jedoch wieder eher Grünland zu Acker umgebrochen.

Im niederschlagsärmeren Westen und Norden des südwestdeutschen Alpenvorlandes nimmt das Ackerland heute rd. 2/3 bis 3/4 der landwirtschaftlich genutzten Fläche ein. Die hier über Jahrhunderte betriebene **Dreifelderwirtschaft** (Wintergetreide, Sommergetreide, Brache) hat auch in ihrer verbesserten Form mit Hackfrüchten oder Futterpflanzen anstelle der Brache inzwischen längst **freien Fruchtfolgen** Platz gemacht. Wegen seiner besseren Mechanisierbarkeit hat der **Getreidebau** wieder zugenommen, wobei Weizen und Brau- oder Futtergerste die bevorzugten Arten sind. Die **Hackfrüchte** (Kartoffeln, Rüben u. a.) haben hingegen überall abgenommen. Praktisch ganz verschwunden ist der einst weit verbreitete **Flachs**. Dagegen ist der Anbau von **Raps** bedeutend gestiegen. Das Gleiche gilt für den Futterbau, namentlich den **Grün-(Silo-)Mais**, der sich seit 1960 dank seinem ertragreichen, mechanisierbaren Anbau für die Veredelungswirtschaft bis in kühle Gebiete oberhalb 700 m ü. NN ausgebrei-

Abb. 4: Hut- oder Triftweide und Streuobstwiese im Vordergrund; im Hintergrund das Rimpachmoos mit Futter- und Streuwiesen und angrenzendem Fichtenforst

tet und in jüngster Zeit zusätzlich als Bio-Energie-Träger Bedeutung erlangt hat.

Im Unterschied zur höher gelegenen, kühleren Umgebung wird das **Bodenseegebiet** schon seit Jahrhunderten zusätzlich von wärmebedürftigen **Sonderkulturen** geprägt. Früher hat hier vor allem der seit der Römerzeit nachweisbare **Weinbau** das Bild weiter Landschaftsabschnitte bestimmt. Doch führten Frostschäden sowie eingeschleppte Pilzkrankheiten und Schädlinge, insbesondere die Reblaus, im 19. und 20. Jahrhundert zu seinem Niedergang. Beim Neuaufbau wurden nur noch die klimatisch günstigsten Lagen mit reblausresistenten Reben bepflanzt. Sie finden sich in größerem Umfang an den Seehängen von Meersburg und Hagnau, doch werden auch andernorts lokale Sonnhanglagen genutzt – von den Drumlins bei Lindau bis zum Hohentwiel bei Singen, wo der Weinbau mit 500 m ü. NN seine höchste Lage in Deutschland erreicht.

Abb. 5: Fahrweg mit Kopfweiden

Weitaus größere Flächen nimmt heute der **Obstbau** ein. Die charakteristische Anbauform waren früher auch im Bodenseegebiet weiträumige Hochstammpflanzungen, doch hat der Erwerbsobstbau seit der Mitte des 20. Jahrhunderts diese Bestände gerodet und konsequent auf maschinengerechte, vielfach von Hagelschutznetzen überdeckte **Niederstamm-Dichtpflanzungen** umgestellt. Daneben haben sich aber auch noch vielerorts kleinere oder größere Hochstammbestände erhalten, insbesondere in maschinell nur schwer zu bewirtschaftenden Hanglagen und ganz allgemein im Selbstversorgeranbau und bäuerlichen Mostobstbau, der auch in höheren Lagen außerhalb des engeren Bodenseegebietes bis hinein ins Allgäu betrieben wird. Wegen ihrer besonderen Bedeutung für Landschaftsbild und Artenschutz erfahren diese **Streuobstwiesen** die besondere Aufmerksamkeit des Naturschutzes.

Ausschließlich auf das östliche Bodenseegebiet beschränkt ist als weitere Sonderkultur der **Hopfen**. Seine auffallenden Rankgerüste finden sich in einem breiten Streifen, der von Friedrichshafen bis nördlich Ravensburg reicht. Weniger auffällig sind dagegen die Wälle der **Spargelkulturen**, deren Anbau auf sandigen Böden bei Tettnang schon seit Längerem Tradition hat und in den letzten Jahren deutlich ausgeweitet wurde.

Größe, Form und Anordnung von Äckern, Wiesen, Weiden, Sonderkulturen, Wäldern, Gewässern, Siedlungs- und Verkehrsflächen prägen das Gesicht einer Kulturlandschaft. Das Bild wäre jedoch unvollständig ohne die vielerlei **Kleinstrukturen**, welche als Punkte, Linien oder auch als kleine Flächen in die Landschaft eingestreut sind. Obwohl ihr Anteil an der Gesamtfläche nur gering ist, bestimmen sie oft sowohl das Bild als auch die Lebensraumqualität einer Landschaft entscheidend. Nach Art und Entstehung handelt es sich um ganz unterschiedliche Elemente, die entweder vom Menschen geschaffen worden sind oder sich als kleine Relikte der einstigen Naturlandschaft erhalten haben. Zu Letzteren zählen beispielsweise Felsblöcke, Dolinen, Toteislöcher oder die schmalen Streifen der Galeriewälder entlang von Gewässern, zu Ersteren gehören u. a. gepflanzte Einzelbäume, Baumreihen und Alleen, kleine bäuerliche Kiesgruben und Torfstiche, aber auch Mauern, Zäune, Feldkreuze, Bildstöcke und Feldkapellen.

Besonders weit verbreitet sind Strukturen, die vom Menschen zwar nicht gezielt geschaffen wurden, die aber doch sein Eingreifen für ihre nachfolgende spontane Entwicklung voraussetzen. Hierunter fal-

len namentlich alle **Randstrukturen**, seien es Wald-, Acker-, Wiesen-, Wege- oder Grabenränder. Diese Ränder sind zwar meist Bestandteile der einzelnen Flurstücke, werden aber infolge ihrer Randsituation nicht mit gleicher Intensität wie die übrige Fläche bewirtschaftet, insbesondere weniger stark gedüngt. Im einfachsten Fall haben sich so **Wiesen- und Ackerrandstreifen** entwickelt, die sich im Wesentlichen nur durch ihren geringeren Nährstoffgehalt und eine entsprechende Vegetation von den übrigen Flächen unterscheiden. In der bäuerlichen Kulturlandschaft war es darüber hinaus üblich, zwischen benachbarte Äcker grasbewachsene Streifen einzuschalten. Diese **Acker- oder Feldraine** waren meist nur wenige Dezimeter breit, konnten örtlich aber auch Breiten von mehreren Metern erreichen, insbesondere als **Stufenraine** im terrassierten hängigen Gelände. Wo die aufwendige Mahd solcher Stufenraine oder **Grabenränder** unterbleibt, entstehen zunächst Hochstaudensäume. Im weiteren Verlauf der Sukzession gesellen sich Sträucher dazu, zunächst einzeln oder in kleinen Gruppen, die sich allmählich mehr und mehr zu einem bandförmigen Streifen verdichten. Es entsteht eine **Hecke**. In ganz besonderem Maße geschah dies in Gebieten mit steinigen Böden, in denen die Steine von den Äckern abgelesen und an deren Rand abgelegt wurden. Auf diesen unbearbeiteten „Steinriegeln“ konnten sich die Hecken gut entwickeln.

Besonders in waldarmen Gegenden waren Hecken sowie sonstige Feldgehölze als Holzlieferanten durchaus geschätzt. Da jedoch in den letzten Jahrzehnten für das anfallende Schwachholz nahezu kein Bedarf mehr bestand, waren die Hecken für die Landwirte zum reinen „Pflegefall“ geworden. Da auch ihre Abgrenzungsfunktion inzwischen durch die viel „pflegeleichteren“ und Platz sparenden Stacheldraht- und Elektrozäune übernommen werden konnte, ist es nicht verwunderlich, dass viele Hecken beseitigt wurden. Dabei war deren Rodung nur ein Teilaspekt der Maßnahmen zur Schaffung einer **maschinengerechten Agrarlandschaft**, die sich keineswegs nur auf die Neugliederung der Wegenetze und Flurstücke beschränkte, sondern alle Kleinstrukturen, die einer großflächigen Bewirtschaftung im Wege standen, zu beseitigen suchte. Diesem Ziel fielen nicht nur die Hecken, sondern u. a. zahlreiche Grasraine, Einzelbäume, Baumreihen, Gräben, ja selbst Dolinen und Toteislöcher, sofern sie nicht rechtzeitig als Naturdenkmale geschützt worden waren, zum Opfer. Glücklicherweise sind die Flurbereinigungsverwaltungen inzwischen von diesem ausschließlich an bewirtschaftungstechnischen Gesichtspunkten orientierten Verfahren abgekommen und versuchen, bei ihren Planungen im Interesse des Natur- und Landschaftsschutzes auch vorhandene Kleinstrukturen stärker zu beachten bzw. in Abstimmung mit der Neuordnung der Flur neu zu schaffen und dadurch eine höhere **Biodiversität** der Landschaft zu sichern.

Abb. 6: Wegkreuz mit Schneitelrobinien

Dieser Aufgabe haben sich auch die baden-württembergischen Freilandmuseen verschrieben. Es ist ihr erklärtes Ziel, nicht nur alte Bauernhäuser in die Gegend zu stellen, sondern in den Freiräumen dazwischen Elemente der traditionellen bäuerlichen Kulturlandschaft erlebbar zu machen. Dies sei nachstehend an Beispielen erläutert, wie sie uns bei einem Rundgang durch das Bauernhausmuseum Wolfegg begegnen.

Ackerbau

Von der Dreifelderwirtschaft zu freien Fruchtfolgen

Bis um 1850 war Oberschwaben ein klassisches Getreideanbauland. Ca. 40 % der landwirtschaftlichen Fläche wurde ackerbaulich genutzt. Die Felder lagen auf ebenen, guten Böden um die Siedlungen angeordnet und wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach den Regeln der „Erweiterten Dreifelderwirtschaft“ umgetrieben. Danach teilte sich die Ackerflur meist in: 1/3 Winterfeld, 1/3 Sommerfeld, 1/3 „Bebaute Brache“, die je zur Hälfte mit Hackfrüchten und Futterpflanzen bestellt war. Um die Bodenfruchtbarkeit zu erhalten und die Ackerbegleitkräuter zu regulieren, durchlief jeder einzelne Acker eine mehrjährige Fruchtfolge. Zur Versorgung des Bodens mit Nährstoffen wurde fast der gesamte, in den Ställen angefallene Mist vor der Bestellung auf die Felder ausgebracht.

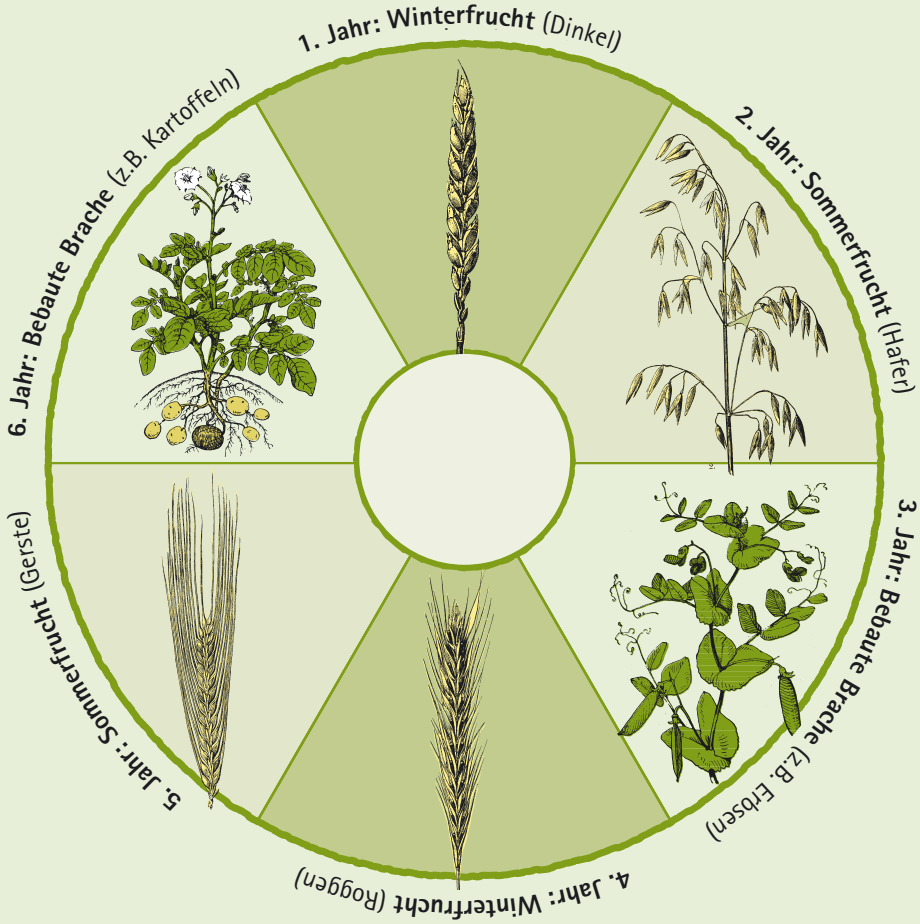
Im Museum wird ein 6-jähriger Turnus angestrebt, bei dem Dinkel, Hafer, „Bebaute Brache“, Winterroggen, Gerste sowie „Bebaute Brache“ aufeinander folgen.

Sechsjährige Fruchtfolge eines Museumsfeldes

Dinkel
Die wichtigste Anbau- und Handelsfrucht in Oberschwaben war Dinkel. Er wurde auch Veesen oder Kernen genannt. Zahlreiche Kornspeicher zeugen vom einst blühenden Export in die Schweiz und nach Vorarlberg.

Hafer
Die verbreitetste Sommerfrucht war Hafer. Er wurde als Getreideschrot an Schweine, Rinder und Pferde verfüttert oder zu Flocken gequetscht, zum Zubereiten von Suppen benutzt. Das gehäckselte Stroh diente zusammen mit Heu, Rotklee und Rüben als Futter für Rinder und Pferde.

Wicken, Erbsen, Klee, Rübsen und Hafer
Jung gemäht und manchmal getrocknet, dienten Wicken, Erbsen, Klee, Rübsen und Hafer als Grünfutter für die Tiere im Stall.



Winterroggen
Der Winterroggen diente eher dem Eigenverbrauch, als Brotfrucht oder Futtergetreide. Sein bis 2m langes Stroh nutzte man als Einstreu in den Ställen, zum Häuser decken und Garbenstricke drehen

Sommergerste
Die Sommergerste ein Getreide mit langen Grannen, gedieh als zweizeilige Braugerste in den milderen Regionen Oberschwabens und war der Rohstoff für die Brauereien der Region.

Kartoffeln
Weit verbreitete Hackfrüchte waren die Kartoffeln, die zur Unkrautbekämpfung und um zu gedeihen, gehackt werden mussten. Sie dienten als Speisekartoffeln, zum Branntwein brennen oder mit Rüben vermischt als Mastfutter für Schweine und Kühe.

Abb. 7: Harte Arbeit am Pflug, Landwirt R. Geromiller

Bodenvorbereitung

Um günstige Voraussetzungen für das Gedeihen der Kulturpflanzen zu schaffen, wurden die Felder vor der Einsaat gepflügt und geeggt. Je nach Hofgröße war es die Aufgabe von Pferden, Ochsen oder Milchkühen, die schweren Geräte zu ziehen.

Feldbestellung

Im Herbst wurden die Äcker mit der Winterfrucht bestellt. Wichtigstes Getreide dieser Region war der Dinkel, gefolgt vom Roggen. Aus den Samen bildeten sich bis zum Einbruch von Frost und Schnee kleine, verzweigte Pflänzchen, die für eine gute Weiterentwicklung auf einen angemessenen Frosteinfluss angewiesen waren. Im Frühjahr erfolgte die Einsaat der Felder mit dem Sommergetreide, insbesondere mit Hafer oder Gerste, sowie die Bestellung der „Bebauten Brache“, die jeweils zur Hälfte aus Hackfrüchten wie Kartoffeln, Kohlraben und Rüben sowie aus Futterpflanzen wie Rotklee, Wicken, Erbsen und Hafer bestand.

Ernte

In den Sommermonaten war Erntezeit. Mit Sense oder Sichel wurde das Getreide gemäht, zu Garben gebunden und zunächst zum Trocknen in Puppen aufgestellt, bevor es später zum Dreschen in die Scheune gefahren wurde. Die Kartoffeln mussten, nachdem sie aus dem Boden gehackt oder gepflügt worden waren, mühsam von Hand aufgelesen werden.

Ackerbau im Wandel der Zeit

Seit Mitte des 19. Jh. ist der Ackerbau in Oberschwaben stark zurückgegangen. In unserer Gegend nehmen die Äcker heute ca. 25 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche ein; in vielen Bereichen des württembergischen Allgäus gibt es gar keine. Zudem wurden abwechslungsreiche Fruchtfolgen oft zu Gunsten von Maisanbau aufgegeben. Dies bedeutet eine einseitige Nutzung des im Frühjahr lange Zeit offen liegenden Bodens sowie hohe Düngergaben.

Abb. 8: Bauer beim Wetzen der Sense

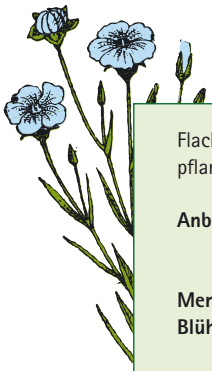
Abb. 9: Binden von Getreidegarben

Öl- und Faserpflanzen

... waren früher bedeutsame Handelspflanzen

Öl- und Faserpflanzen zählten im 19. Jahrhundert zu den sogenannten Handelsgewächsen. Diese wurden auf kleinen Äckern, aber auch am Rand größerer Felder angebaut. Bei den Handelspflanzen unterschied man: Ölfrüchte, Gespinst-, Gewürz- und Arzneipflanzen sowie sonstige „Fabrikgewächse“ wie zum Beispiel Tabak und Hopfen.

Der Anbau der meisten Handelspflanzen erforderte mehr Handarbeit, mehr Kenntnisse, Fleiß und Kapital als die Aussaat der gewöhnlichen landwirtschaftlichen Gewächse, wodurch jedoch häufig auch ein höherer Preis erzielt werden konnte. Viele der Pflanzen wurden in aufwändigen Arbeitsschritten zu Hause oder später in Fabriken weiterverarbeitet.

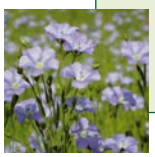


1. Flachs (Linum usitatissimum)

Flachs oder Faserlein - bedeutendste Gespinstpflanze im oberschwäbischen Raum

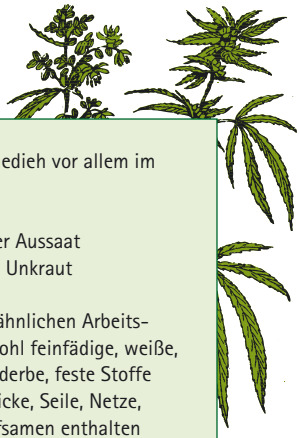
Anbaugebiet	besonders in niederschlagsreichen Voralpenlagen um Isny, Wangen und Leutkirch
Merkmale	Lange, wenig verzweigte Stängel
Blühzeit	Ca. 6 Wochen nach der Aussaat, nur wenige Tage
Blüte	Filigran, meist im vielgepriesenen Hellblau
Ernte	Ausziehen samt Wurzel = „Raufen“ oder „Liechen“ bei beginnender Gelbfärbung der Pflanzen
Ernteverluste	Wetter, Erdflöhe und Unkraut

Um aus der geernteten Pflanze schließlich Fasern für die Leinenweberei zu gewinnen, waren viele weitere Arbeitsschritte erforderlich.



„Eine ‚Fahrt ins Blaue‘ machen“

Eine weit verbreitete Redewendung, die sich auf einen Ausflug in eine Landschaft mit blühenden Flachsfeldern bezieht.



2. Hanf (Cannabis sativa)

Der etwas wärmebedürftigere Hanf gedieh vor allem im Schussental.

Ernte	ca. 100 Tage nach der Aussaat
Ernteverluste	Wetter, Erdflöhe und Unkraut

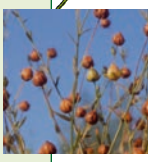
Nach mehreren der Leinbehandlung ähnlichen Arbeitsschritten konnten aus dem Hanf sowohl feinfädige, weiße, leinwandähnliche Textilien, als auch derbe, feste Stoffe gesponnen werden. Hinzu kamen Stricke, Seile, Netze, Gurte und Feuerwehrschläuche. Hanfsamen enthalten außerdem wertvolle, einst begehrte Öle.

Abb. 10: Bäuerinnen beim Flachsraufen

3. Öllein (Linum usitatissiumum)

Als Lein oder Öllein werden Sorten bezeichnet, die vor allem der Ölgewinnung dienen.

Merkmale: niedrigere, stärker verzweigte Stängel mit vielen samenhaltigen Kapseln
Ernte: Ausziehen samt Wurzel zur Samenreife



Sowohl die Samen als auch das wertvolle Öl verkaufte man einst an Tiroler und Schweizer Händler, sofern letzteres nicht im eigenen Haushalt verwendet wurde.

4. Schlafmohn (Papaver somniferum)

Der Schlafmohn fand bereits in der Steinzeit seinen Weg aus dem westlichen Mittelmeergebiet zu uns.

Merkmale relativ dickfleischige, oft graublaue Blätter
Blüte Lila, rot, rosa, weiß
Erntezeit raschelnde Kapseln

Die ölhaltigen Samen dienten als Backzutat oder wurden zur Ölgewinnung in Ölmühlen gebracht Die Pressrückstände verfütterte man an das Vieh. In Deutschland ist der Anbau von Schlafmohn heute nur mit zugelassenen Sorten, deren Morphingehalt unter 0,02% beträgt, und einer Anbaugenehmigung erlaubt.

6. Rübsen Öl- und Futterpflanze

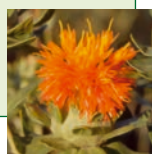
(Brassica rapa oleifera)

In früheren Zeiten wurde statt Raps gerne der ihm verwandschaftlich nahe stehende Rübsen angebaut. Recht robust, verträgt er das raue Klima sehr gut. Zumeist als Winterrübsen stand er neben anderen Futterpflanzen und Hackfrüchten auf dem Feld der „Bebauten Brache". Häufig fand er weniger als Ölpflanze, sondern als Futterpflanze Verwendung und wurde jung gemäht.

5. Färberdistel (Carthamus tinctorius)

Die Färberdistel wurde in Mitteleuropa, vor allem in wärmeren Gebieten, seit dem 16. Jahrhundert angebaut. Den aus den Blüten gewonnenen gelben Farbstoff, das Saflor, nutzte man vor allem zum Färben von Lebensmitteln. Seit dem 18. Jahrhundert wurde diese Distel verstärkt als Ölpflanze kultiviert. Das Distelöl ist ein neutral schmeckendes Naturprodukt, das zum Backen, Garen, Kochen und zur Zubereitung von Salaten verwendet werden kann.

Merkmale orangene Blüten, Pflanze heute häufig stachellos



Ackerbegleitkräuter

Kornblumen und Klatschmohn im Getreidefeld

Kornrade

Kornblume

Klatschmohn

Seit dem Beginn des Ackerbaus in der Jungsteinzeit sind die Kulturpflanzen mit Begleitpflanzen vergesellschaftet. Diese fanden in dem ihnen vorher nur schwer zugänglichen Waldland dank der Rodungen und der mit dem Ackerbau verbundenen Bodenlockerung günstige Lebensbedingungen. Zum Teil stammten sie von den kleinräumigen waldoffenen Flächen der Umgebung. Ein Großteil kam jedoch wie die Kulturpflanzen auch aus den Steppen und Halbwüsten Vorderasiens. Zu diesen seit der Jungsteinzeit bei uns heimisch gewordenen Kulturfolgern zählen beispielsweise Klatschmohn, Kornblume und Echte Kamille. Andere, wie beispielsweise das Franzosenkraut, wanderten erst in der Neuzeit aus Amerika oder anderen weit entfernten Weltgegenden ein. Sie bildeten zusammen mit den Kulturpflanzen charakteristische Pflanzengesellschaften, deren Ausprägung von den jeweiligen Standortsverhältnissen und Bewirtschaftungsformen bestimmt war.

Abb. 11: Hacken von Kartoffeln (1921)

Schauen wir zurück in die Mitte des 19. Jahrhunderts, so findet man auf den Feldern eine reiche, bunte Ackerbegleitflora mit ca. 60 Arten. Verschiedenste Anbaufrüchte und eine geringe Bewirtschaftungsintensität boten ihnen gute Wachstumsbedingungen. Insbesondere die Winterfelder waren reich an Ackerwildkräutern. Fördernd wirkten die langen Zeiten offenen Bodens sowie der Frost, den einige Samen zum Keimen brauchen.

Mit Hacke und Fruchtwechsel gegen die „Unkräuter"

Unermüdlich versuchten die Bauern ihre Äcker von den sogenannten Unkräutern frei zu halten. Abwechslungsreiche Fruchtfolgen, der Anbau von Hackfrüchten oder beschattenden Futterpflanzen, das Jäten von Hand und das Hacken der Felder waren flächig arbeitende Methoden. Hinzu kam die Bekämpfung einzelner Arten, wie das Distel- und Ampferstechen sowie das Ausziehen des Flughafers. Doch Konkurrenz oder gar ein Überhandnehmen der „Kräuter" führten immer wieder zu schlechten Ernten.

Viele Nachkommen sicherten den Bestand

Über Jahrhunderte hatten sich Ackerbegleitkräuter dem Lebensrhythmus und der Bewirtschaftung bestimmter Kulturpflanzen angepasst. Vor allem zwei Strategien sicherten ihren Fortbestand.

Samenunkräuter, zumeist einjährige Pflanzen, entwickeln sich wie die Feldfrüchte sehr rasch. Sie produzieren zumeist große Mengen an Samen - eine Echte Kamille allein über 5000. Durch verunreinigtes Saatgut oder mit dem Mist kamen sie immer wieder auf die Felder. Eine weitere, schwer regulierbare Gruppe sind die Wurzelunkräuter. Quecken und Winden bilden unterirdische Ausläufer, die bei einer Abtrennung zu eigenständigen Pflanzen werden.

Geblieben? – Sind nur wenige!

Rund ein Drittel der in Mitteleuropa vorkommenden Ackerwildkräuter stehen heute auf der Liste der gefährdeten Pflanzen.

Ursachen sind:

- regionale Abkehr vom Ackerbau im 19. Jahrhundert
- verbesserte Saatgutreinigung
- hohe Intensität der Bodenbearbeitung
- Schaffung optimaler Wachstumsverhältnisse für Nutzpflanzen (Dichtsaat, Düngung, Entwässerung)
- chemische Unkrautbekämpfung

„Der Bauer und sein Kind“

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab‘ den Acker wohl bestellt
Auf reine Aussaat streng gehalten,
Nun seh‘ mir Eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan.“

Da kommt sein Knabe hoch beglückt
Mit bunten Blüthen reich beladen,
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht!“

Julius Sturm (1806-1896)

Das breite Spektrum mit vielen Samenunkräutern verschob sich vielerorts zu wenigen problematischen Unkräutern wie Quecke, Windhalm und Flughafer. Blüten besuchende Insekten sowie Samen fressende Wachteln, Rebhühner und Kleinsäuger müssen heute auf ein reichhaltiges Nahrungsangebot verzichten.

Wesentlichen Anteil am Rückgang der Ackerwildkräuter hat auch die ab den 30er Jahren verbesserte Saatgutreinigung. Bis dahin wurden viele Begleitkräuter mit jeder neuen Getreidesaat wieder auf das Feld gebracht. Ab ca. 1950 begannen massive, flächendeckende Maßnahmen zur Unkrautbekämpfung; moderne Maschinen, die Schaffung optimaler Bodenverhältnisse durch Entwässerungsmaßnahmen und mineralische Düngung, die Zucht schnellwachsender Nutzpflanzen sowie der Einsatz chemischer Unkrautbekämpfungsmittel - kurzum die moderne Landwirtschaft - drängten die Samenbegleitkräuter aus dem Acker heraus.

Dieser Rückgang der Vielfalt ging auch einher mit dem Verlust an zahlreichen blütenbesuchenden Insekten und pflanzenfressenden Tieren. Allein der Klatschmohn lockt heute noch vereinzelt mit seiner leuchtenden Farbe Bienen, Hummeln, Fliegen und Käfer an, die sich von seinen Pollen ernähren.

Abb. 12: Reifendes Getreidefeld mit Klatschmohn, Kornrade und Kamille

Viehweide

Strukturreichtum – Kennzeichen traditionell genutzter Weiden

Weideflächen waren seit Beginn der Viehzucht in der Jungsteinzeit erforderlich. Sie unterlagen jedoch im Lauf der Zeit einem starken Wandel. Zunächst trieb man das Vieh einfach in den Wald, wo sich die Tiere vorwiegend von Laub, Knospen und Trieben der Bäume und Sträucher ernährten. Durch den Verbiss kam es mit der Zeit zu einer zunehmenden Auflichtung des Waldes. Dies begünstigte das Wachstum der

Abb. 13: Durch den hangparallelen Gang der Tiere entstehen die „Weidetreppen"

Gräser und Kräuter auf dem Boden. So entstanden allmählich offene, parkähnliche Weidelandschaften mit vereinzelten Bäumen. Dieser Typ der Hude- oder Triftweiden hat sich vor allem auf Allmendflächen bis in die Neuzeit erhalten. Er erforderte eine Begleitung der Herden durch Hirten. Das änderte sich mit der Einzäunung parzellierter Flächen. So lange diese Standweiden ähnlich extensiv wie die Triftweiden bewirtschaftet wurden, veränderte sich der Pflanzenwuchs nur wenig. Neben den begehrten Futtergräsern und –kräutern machten sich auch Arten breit, die vom Vieh gemieden wurden, sei es wegen ihrer Dornen und Stacheln oder sei es wegen ihres unangenehmen Geschmacks und/oder ihrer Giftigkeit. Zu ersteren zählen Sträucher wie Wacholder, Schlehe, Weißdorn und Berberitze oder die niedrig wachsende Dornige Hauhechel und verschiedene Distelarten, zu letzteren Thymian-, Minze-, Hahnenfuß-, Wolfsmilch- und Enzianarten. Auch harte Gräser und Grasartige, wie Seggen und Binsen sowie die Rasenschmiele werden verschmäht und erheben sich deshalb über die abgeweideten Futterpflanzen. Dieser Arten- und Strukturreichtum wurde mit zunehmender Intensivierung der Nutzung, vor allem in Kombination mit Düngung und zeitweiliger Mahd in Form der Mähweiden, zurückgedrängt zugunsten eines hohen Futterertrags.

Grasendes Vieh, verstreut stehende, zum Teil breitausladende Bäume und unterschiedlich hoher Futterwuchs prägen bis heute die traditionellen Weiden.

Sogenannte Schattenbäume oder Baumgruppen gewähren dem Vieh an heißen Sommertagen oder bei einem Unwetter Schutz. Die Baumkronen sind im unteren Bereich vom Vieh meist gerade abgefressen.

An den Ruheplätzen der Tiere kommt es durch Nährstoffanreicherungen zur Ausbildung von Lägerfluren mit typischen Pflanzen.

Überweidete Flächen wechseln mit überständigem Futter aus giftigen, wenig schmackhaften oder bestachelten Kräutern und Sträuchern.

Durch den hangparallelen Gang der Tiere entstehen in einer Hangweide die typischen Viehtreppen.

In Anlehnung an die einstige Waldweide wurde der Viehzaun im Museumsgelände bis in das angrenzende Wäldchen gezogen. Der Tritt der Tiere und ständiger Verbiss aufkommender Gehölze führen zu seiner Auflichtung.

Abb. 14: Der untere Rand der Baumkronen wird vom Vieh so weit wie möglich abgefressen

Abb. 15: Isny um 1875, extensive Hut- oder Triftweide im Vordergrund. Die Hänge der Voralpen sind stärker entwaldet als heute.

Kleinlebensraum Weidezaun

Über viele Jahrhunderte war es die Aufgabe von Hirten und Hütekindern, das Vieh zu beaufsichtigen. Erst ab ca. 1935 übernahmen allmählich mit Stacheln bewehrte Weidezäune deren Arbeit.

Unter den damals feststehenden Einfriedungen kam es - mangels Viehtritts - über die Jahre zur Herausbildung einer Kuppe mit trockeneren, nährstoffärmeren Standortsbedingungen.

Vom Vieh seltener beweidet, stellte sich hier eine meist kräuterreiche Pflanzenwelt ein, zusammen mit den alternden Zaunpfählen ein Lebensraum für zahlreiche Insekten.

Der Stich von Emminger zeigt die Stadt Isny mit Schloß Neutrauchburg im Vorder- und den Allgäuer Voralpen im Hintergrund. Man sieht vorn, wie Rinder frei im Wald weiden; dieser ist infolgedessen ziemlich heruntergekommen. In der Mitte steht Heu auf „Heinzen“ und ein Fuhrwerk, das das Heu nach Hause bringen wird. Es ist weiter zu erkennen, daß Wege und Straßen von Streuobstbäumen gesäumt sind, was vom damaligen württembergischen Königshaus aus Gründen der Volksgesundheit gefördert wurde.

Der Stich zeigt weiter, daß früher minderwertiges Gelände, oft hängig, zum Teil feucht und von geringwertigem Boden für die Weidehaltung der Tiere genutzt wurde. Die Tiere eines Dorfes wurden dabei von einem gemeinsamen „Dorfhirten“ gehütet.

Mit dem Ende der gemeinschaftlichen Flächen (Allmende) und der Hinorientierung zur Milchwirtschaft ab ca.1850 trieb jeder Bauer seine eigenen Tiere aus, die meist von einem Hütebub, oft sogenannten „Schwabenkindern“ beaufsichtigt wurden. Erst um 1935, durch Bezuschussung gefördert, wurden die Weiden wieder eingezäunt, weil die damalige Regierung sich im Zuge ihrer Kriegsvorbereitungen darum bemühte, die Landwirtschaft ertragreicher und „fortschrittlicher“, d.h. auch mit weniger Arbeitskräften auskommend, zu gestalten.

Silberdistel

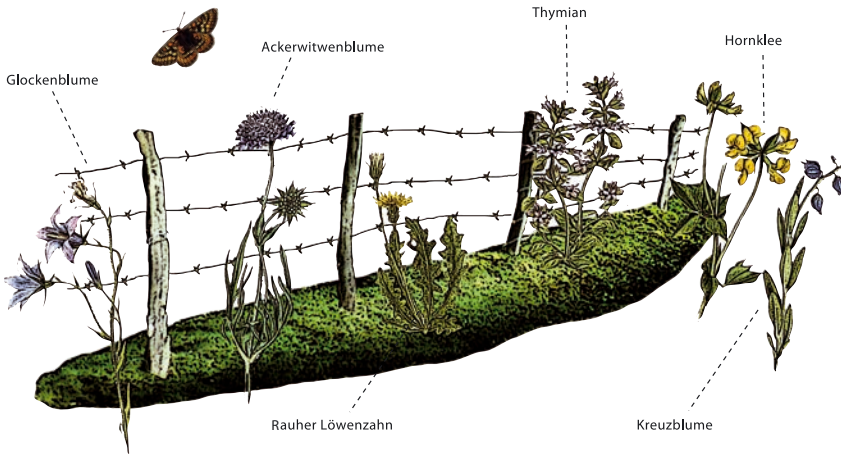


Abb. 16: Der „Kleinlebensraum“ Weidezaun

Das Allgäuer Braunvieh

Genügsam und robust

Die Zuchtgeschichte einer bedrohten Rasse

Das Allgäu ist uns heute als ausgesprochenes Grünlandgebiet mit einer darauf aufbauenden Milchwirtschaft geläufig. Das war nicht immer so. In früheren Jahrhunderten fand sich auch im Allgäu viel Ackerland. Das war notwendig, um das eigene Brotgetreide für die Selbstversorgung der Hofbewohner zu erzeugen. Und im Brachejahr wurde auf den Äckern viel Flachs angebaut, der auf den Höfen bis zum fertigen Leinen verarbeitet wurde.

Abb. 17: Auch ein kräuterreicher „Kleinlebensraum" am Weidezaun!

Ein Umschwung trat erst mit dem Bau der Eisenbahnen ein. Sie verknüpften das Allgäu mit anderen Produktionsgebieten, welche diese Produkte billiger erzeugen konnten. Das hatte zur Folge, dass man nun einerseits das benötigte Brotgetreide billig importieren konnte, andererseits aber auch der internationalen Konkurrenz ausgesetzt war. Dadurch sank sowohl die Notwendigkeit als auch die Rentabilität des Ackerbaus.

Den Ausweg bot die Milchwirtschaft. Ihre leicht verderblichen Produkte konnten dank der verbesserten Transportmöglichkeiten viel schneller als früher in die Zentren des Verbrauchs geliefert werden. Die Produktionsgrundlage bildete das Grünland, das in dem „graswüchsigen" Klima mit seinen hohen Sommerniederschlägen bessere Bedingungen fand als der Ackerbau.

Einem Mann namens Karl Hirnbein ist es vorrangig zu verdanken, daß im Allgäu seit dem 19. Jahrhundert die Milchwirtschaft einen so hohen Stellenwert hat.

Noch im 18. Jahrhundert lebten die meisten Bewohner des Allgäus von der Weberei und dem Flachsanbau (Lein). Die Geschäfte liefen nicht mehr, die Konkurrenz aus anderen Anbaugebieten war zu groß und eine wirtschaftliche Not brach über das Land herein. Karl Hirnbein suchte einen Ausweg aus der Notlage. Käsereien und Sennalpen wurden gegründet und aus dem ehemaligen „Blauen Allgäu" wurde nun das „Grüne Allgäu".

Die damals gezüchteten Tiere der Rasse „Allgäuer Braunvieh" entsprachen noch dem Urtyp dieser Rasse (kleine, kräftige, robuste Tiere). Heutzutage haben die meisten der nunmehr gezüchteten Tiere das Blut amerikanischer Zuchtlinien in sich. Von diesen Kreuzungen versprach man sich eine noch bessere Milch- und Mastleistung.

Das durch diese Kreuzung entstandene „Deutsche Braunvieh" verdrängte innerhalb von 20 Jahren das

Abb. 18: Deutsches Braunvieh

Abb. 19: Allgäuer Braunvieh

Braunvieh alter Zuchtrichtung fast vollständig. Gegen 1990 verzeichnete der Viehbestand des Allgäus nur noch ca. 80 Original - Allgäuer Braunviehkühe. Heute zählt diese Rasse neben dem Limpurger, Hinterwälder und Vorderwälder Rind zu den vier in Baden-Württemberg vom Aussterben bedrohten Rinderrassen. Reinrassige Allgäuer Braunviehtiere existieren heute nur noch einige hundert. Um diese Zuchtlinie nicht aussterben zu lassen, wird diese in besonderen Zuchtprogrammen zusätzlich gefördert und wieder reinrassig gezüchtet.

Die „Original Braunen“ waren einst die typische Rinderrasse im Allgäu und stark verbreitet. Sie zeichnet sich aus durch ihre hervorragende Anpassungsfähigkeit an verschiedene Klimaregionen, die hervorzuhebende Langlebigkeit und die hohe Lebensleistung an Milch.

Kennzeichnend sind:
- mittel- bis dunkelbraunes bzw. graubraunes Fell, helle Innenbehaarung der Ohren
- mittlere Größe, bei mittlerem Gewicht
- kurze Statur mit kräftigem Knochenbau bei guter Bemuskelung
- Robustheit und gute Grundfutterverwertung, selbst von weniger eiweißreichem Futter.

Auf Grund ihrer Merkmale eignet sich diese Rasse für:
- extensive Weidenutzung mit Mutterkühen und Jungvieh
- die Beweidung von Hängen durch die leichteren Jungtiere
- eine Winterfütterung mit Heu, bei gutem Zuwachs.

Umgänglichkeit, Fruchtbarkeit und Langlebigkeit machen das Original - Allgäuer Braunvieh zu einem „angenehmen“ Nutzvieh.

Milch und Fleisch – das Zweinutzungsrind

Als sogenanntes Zweinutzungsrind bringen die Original-Allgäuer Braunen bei annehmbarer Milchleistung einen guten Fleischansatz. Die Milch, welche sich durch gute Käsereitauglichkeit auszeichnet, liegt pro Kuh bei einer durchschnittlichen Menge von ca. 5000 l/Jahr.

Eine Veranlagung zu guter Bemuskelung wirkt sich positiv auf die Mast der Bullen und Kälber aus, deren zartes Fleisch, wie bei allen alten Rassen, allgemein gelobt wird.

Alte Rinderrassen im Dienst einer vielfältigen Kulturlandschaft

Mit der Weidehaltung alter Rassen kann ein wichtiger Beitrag zum Erhalt offener Landschaften, gerade in schwierigen Hanglagen und auf ertragsschwachen Böden geleistet werden.

Argumente für die extensive Weidehaltung mit Original – Allgäuer Braunvieh sind:
- artgerechte Tierhaltung
- Erhalt vielfältiger Landschafts- und Erholungsräume
- Sicherstellung von Arbeitsplätzen in Landwirtschaft, Gastronomie und Fremdenverkehr

Einige Exemplare dieser Rasse werden heute noch im Museum gehalten

Heuwiesen

Vom Ackerbau zur Wiesenwirtschaft

Wiesen sind in Mitteleuropa ein wesentlich jüngeres Element als Weiden, von denen sie sich vor allem dadurch unterscheiden, dass der Aufwuchs nicht vom Vieh abgefressen, sondern vom Bauern gemäht und abtransportiert wird. Die Notwendigkeit dafür ergab sich mit dem Übergang zur Stallhaltung und dem dadurch entstehenden erhöhten Bedarf an Winterfutter. Im Zuge dieser Entwicklung griff man sowohl auf ehemalige Weide- als auch Ackerflächen zurück.

Abb. 20 + 25: Artenreiche Wiesen

Mitte des 19. Jahrhunderts setzte in unserem Raum eine weitgehende Abkehr vom Ackerbau und eine Hinwendung zur Milchwirtschaft ein. Infolge steigender Viehbestände wurden viele Äcker in Wiesen umgewandelt. Vor allem das Landschaftsbild in Alpennähe wandelte sich und wurde durch „Grünland“ dominiert.

Bunte Wiesen – duftendes Heu

Durch Entwässerung und Düngung mit Mist entwickelten sich artenreiche Wiesen mit vielen Kräutern.

Meist zweimal im Jahr - Mitte Juni und im August/Anfang September – wurde das Futter mit der Sense gemäht. Sonne, Wind und häufiges Wenden ließen das Gras zu duftendem Heu werden, welches im Winter an das Vieh in den Ställen verfüttert werden konnte.

Um auch den letzten Aufwuchs zu nutzen, erfolgte im Herbst häufig eine Nachbeweidung der Wiesen mit Rindern.

Diese traditionelle Bewirtschaftung begünstigte das Wachstum und Aussamen von lichthungrigen Kräutern, die mageren Boden ertragen und vielen Insekten und Kleintieren Nahrung boten.

Taufrisches Gras – mit scharfer Sense geschnitten

Bei der Heuernte mussten die ganze Familie und das Gesinde mithelfen.

Bereits in der Morgendämmerung mähten die Männer mit ihren gut gedengelten Sensen das taufrische Gras. Danach wurde es sofort zum Trocknen verteilt und mehrmals mit der Heugabel gewendet.

Abb. 21: Bauer beim Einschlagen der Schlagheinzen

Abb. 22: Bauernfamilie beim Aufstellen der Heinzen

Abb. 23: Allgäuer Heinzenlandschaft

Um dem Nachttau wenig Angriffsfläche zu bieten, zog man das Futter an den Abenden zu „Loreien“ zusammen.

Heinzen, Heunzen, Hoinzen, Huinzen – „Hölzerne Gesellen“ des Allgäus

Nur selten ließen die hohen Niederschläge im Alpenvorland eine ungestörte Heugewinnung zu. Holzgestelle, sogenannte Heinzen, kamen den Bauern zu Hilfe. Weit verbreitet waren in den Boden zu schlagende Heinzen, die sogenannten Schlagheinzen, aber auch Stellheinzen wurden häufig verwendet. Auf diese konnte das damals kostbare „Futter“ über längere Zeit zum Dörren gehängt werden.

So prägten regelrechte Heinzenlandschaften über die Sommermonate unsere Region.

Hoffentlich kommt die Fuhre gut heim!

War das nach Kräutern duftende Heu trocken, wurde es zu großen Schochen zusammengezogen und auf Heuwagen geladen. Riesige Fuhren mussten Pferde, Ochsen oder Kühe oft auf schlechten Wegen nach Hause ziehen und so manche Ladung landete vorzeitig am Boden.

Die Veränderungen sind in der Landschaft direkt sichtbar: infolge der gestiegenen Viehzahlen wurde aus Gründen der Arbeitsökonomie die Stallhaltung eingeführt mit Schwemmentmistung. Gülle wurde gelagert und häufiger ausgebracht, während früher Festmist anfiel. Der Bauer arbeitet heute auch mit immer größeren Maschinen, die durch ihr Gewicht immer größeren Druck auf den Boden ausüben.

Gleichzeitig wird Wiesenland heute bis zu 5 mal im Jahr geschnitten, weshalb auch mehr gedüngt werden muß. Die Wiesen und Felder wurden durch Flurbereinigung vergrößert, Gewässer begradigt; die Arbeit des Bauern wurde so vereinfacht, daß er effizienter wirtschaften kann und einen Bauernhof mittlerer Größe allein mit seiner Frau bewirtschaftet. Deshalb gibt es „Heuwiesen“ alter Art fast nur noch in Landschaftsteilen, die unter Schutz gestellt wurden.

Abb. 24: Das Aufladen des Heus erforderte viel Kraft und Geschicklichkeit

Bäuerliche Gräben

Eine Landschaft wird be- und entwässert

Abb. 26: Grabensystem in der Achniederung bei Rötenbach

Die oberschwäbische Moränenlandschaft ist geprägt durch zahlreiche Moore, feuchte Niederungen und Täler, deren hohe Grundwasserstände von Natur aus nur eine geringe Nutzung erlauben. Erst die Anlage von Entwässerungsgräben und Drainagen aus Feldsteinen oder Tonröhren verbesserten die landwirtschaftliche Zugänglichkeit. Gleichzeitig veränderte sich der Wiesenbestand von „sauren“ Gräsern zu einem gut verwertbaren Futter.

Künstliche Gewässer aus Bauernhand

Typisch für bäuerliche Gräben ist ihr gerader Verlauf, eine Tiefe von 1 bis 2 Spaten sowie ein „Kastenprofil“. Infolge des allmählich oben zuwachsenden Randes kann sich ein „Birnenprofil“ entwickeln. Oft nur zeitweise wasserführend, verbinden sich kleine Gräben zu breiteren, dauernd wasserführenden sogenannten Sammlern. Natürliche Bäche leiten das Drainagewasser schließlich ab.

Historische Grabenunterhaltung

Pflanzen- und Schlammablagerungen führen zur Verlandung der künstlichen Gewässer. Die Folge ist eine schlechtere Drainagewirkung und die Vernässung angrenzender Wiesen.

Abb. 27: Bauer bei der Grabenunterhaltung mit Schaufel und Abviertler

Um dies zu verhindern, wurden die Gräben regelmäßig mit Hilfe von Abviertler und Spitzschaufel geöffnet - eine regelmäßige Winterarbeit der Bauern und Knechte.

Lebensraum und „Wanderweg" für Pflanzen und Tiere

Auf vielen entwässerten Flächen fallen heute Grabenränder mit höherwüchsigen Stauden und Gräsern ins Auge. Im Gegensatz zu den angrenzenden, meist intensiv genutzten Wiesen werden diese weniger gemäht und nicht direkt gedüngt.

Pflanzen und Tiere finden hier einen Lebensraum, einen Wanderweg und oft die einzige Zufluchtsstätte bei der Bewirtschaftung angrenzender Flächen.

Maschinelle Räumung ganzer Grabensysteme oder gar die Verdolung der Gewässer gefährden diese Funktionen.

Wiesenwässerung

Im Nahbereich der Städte dienten Gräben auch der sogenannten „Wiesenwässerung". Sie geht bis ins Mittelalter zurück. Dabei wurde genau festgelegt, wann, wieviel und wie oft das „Ab"-Wasser aus der Stadt über Wuhren, Fallen und Gräben in einzelne Wiesengrundstücke zu leiten war. Damit dies alles gut funktionierte, wurde die Wässerung durch von der Standesherrschaft (Kloster, Stadt, Adel) angestellte, vereidigte „Wieswässerer" durchgeführt und überwacht. Dazu dienten Eichmarken und im Wasserbuch festgeschriebene „alte Rechte".

Man praktizierte aus verschiedenen Gründen Herbst-, Winter- und Frühjahrswässerung: je nach Jahreszeit nützte sie der Düngung, der Bodenerwärmung, dem Wegtauen des Schnees zur Verlängerung der Wachstumsperiode oder der Bekämpfung von Mäusen und Maulwürfen.

Die seit dem Mittelalter bekannte Technik wurde im 19.Jh. speziell vom württembergischen König als neue „Kulturtechnik" im ganzen Land propagiert. Der Niedergang begann Anfang des 20.Jh. durch den 1. Weltkrieg, durch großflächige Trockenlegungen und wurde später von der Flurbereinigung abgeschlossen, so daß es heute nur noch spärliche Reste solcher Gräben gibt.

Abb. 28: Entwässerungsgraben in gutem funktionalem und ökologischem Zustand

Abb. 29: Ungedüngte Randzone mit Schlüsselblumen

Abb. 30: Im ungedüngten Bereich rechts und links vom Graben wachsen die Schlüsselblumen

Abb. 31: Der typische Grabenbewuchs aus Blutweiderich und Mädesüß im Museum

Abb. 32: In manchen Gräben bilden Brunnenkresse und Bachbunge eine dichte Decke auf der Wasseroberfläche

Wegraine

„Grenzstreifen“ zwischen Weg und Nutzfläche

Wie bei den Grabenrändern handelt es sich auch bei den Wegrainen um typische Randstrukturen, die einer weniger intensiven Bewirtschaftung unterliegen als die angrenzenden Flächen. Dank der damit meist einhergehenden geringeren Nährstoffversorgung und der selteneren oder fehlenden Mahd können sich hier Pflanzen- und Tierarten erhalten, die ansonsten in der modernen Agrarlandschaft nur schlechte Überlebensaussichten haben. Deshalb verdienen sie aus der Sicht des Naturschutzes unsere besondere Aufmerksamkeit.

Oftmals bunt blühende Raine säumten früher die gekiesten, zum Teil tief eingefahrenen Fahrwege. Diese schmalen „Grasstreifen“ entstanden, wenn Felder, Wiesen oder Weiden nicht bis an den Weg bewirtschaftet werden konnten.

Vor allem entlang der Straßen waren die Säume oft von Obstbäumen begleitet, die Schatten spendeten und begehrte Früchte lieferten.

Futter am Wegesrand

Das „Grasen und Krauten“ der Raine war besonders für Kleinbauern und Landlose ein wichtiges Nutzungsrecht, da ihnen das Beweiden der gemeinschaftlichen Flächen häufig vorenthalten war. Der begehrte Aufwuchs durfte ursprünglich nur von Hand gerupft werden. In späteren Zeiten konnten die „Geißenbäuerle“ das Futter mit Sichel und Sense mähen oder die Raine von ihrem Kleinvieh abgrasen lassen.

Blühende Säume

Unterschiedliche Standortsbedingungen ließen auf den Rainen Pflanzen mit sehr verschiedenen Ansprüchen gedeihen. Mit Tierexkrementen angereicherte Mulden begünstigten nährstoffliebende Pflanzen. Eine bunte Mischung Licht liebender, mageren Boden ertragender Kräuter siedelte auf den trockeneren, regelmäßig genutzten Säumen und bildete einen Lebensraum für viele Kleintiere.

Abb. 33: Alte Birnenbaumallee an einem Straßenrand bei Altshausen

Abb. 34: Typische Streuobstwiese in der Blüte

Wegraine im Wandel der Zeit

Zahlreiche Raine „verschwanden“ durch Flurbereinigung, den Rückgang des Ackerbaues sowie die Entfernung feststehender Weidezäune. Ein großer Teil der verbliebenen Wegränder verlor seinen Blütenreichtum durch Nutzungsänderung und den Verlust der Obstbaumalleen.

So fördern häufige Mahd, zusammen mit angrenzenden Intensivwiesen, Mulchen oder Nutzungsaufgabe das Wachstum von Gräsern oder Gehölzen. Lichtbedürftige, bunt blühende Kräuter magerer Standorte werden verdrängt.

Schließlich ist offensichtlich, daß es infolge der Zunahme des Verkehrs heute kaum noch unbefestigte Wege gibt. Die Menschen waren es in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts leid, mit Autos über staubige Strassen zu fahren. Außerdem war es für die Bäuerin eine große Erleichterung, wenn sie die Milch nicht mehr per Handwagen bis zur nächsten größeren Strasse bringen musste; so war es eine notwendige Rationalisierung, daß motorisierte Tankfahrzeuge der Molkereien die Bauernhöfe anfuhren, um die Milch zu holen.

Es kommt hinzu, daß die Milchmengen infolge größerer Viehhaltung stiegen, und Milch infolge höherer Anforderungen an die Hygiene gekühlt werden musste. Die natürliche Folge war, daß der Staat vor rund 50 Jahren parallel zur Trockenlegung („Drainierung“) der Wiesen die Wege zu den Bauernhöfen nach und nach befestigte und der Landbevölkerung so zu besseren Lebensverhältnissen verhalf.

Aus diesem Grund sind die auf den Fotos gezeigten Wege nur noch selten vorzufinden!

Abb. 35: Im Frühjahr hebt sich der ungedüngte Wegrain deutlich von den gedüngten Wiesen ab

Abb. 36: Fahrweg mit blühendem Rain

Schneitelbäume

Relikte bäuerlicher Nutzung

Sie ziehen unsere Blicke auf sich, diese knorrigen und zugleich etwas „struppigen“ Bäume mit wulstartigen Verwachsungen, aus denen zahlreiche junge Triebe sprießen.

Unzählige Schnittwunden, mit Borke überwallt, zeugen vom regelmäßigen Schlagen und Rupfen am Kopf- oder Astholz, dem sogenannten Schneiteln. Laub, Zweige und Äste wurden dadurch gewonnen.

Schneiteleschen – Futter für das Vieh

Laubheu war in Zeiten der Not ein wichtiges Futter für das Vieh. Vor allem von Eschen, aber auch Ulmen, Linden, Haseln, Hainbuchen und Weiden wurden die grünen Blätter abgestreift oder frische, kaum verholzte Seitentriebe abgeschnitten und zum Dörren gelegt. Dieses sogenannte „Laubschneiteln“ erfolgte unter Verwendung eines sichelförmigen

Abb. 37: Schneitelbirke

Abb. 38: Schneiteleschen im Bauernhaus-Museum

Abb. 39: Ehemalige „Besenbirke“

Abb. 40: Kopfweiden in einer feuchten Niederung

Schneitelmessers. Sollte außerdem noch Brenn- oder Werkholz gewonnen werden, entfernte man beim sogenannten „Astschneiteln“ auch dünne Seitenäste.

Kopfweiden – Zweige zum Flechten

Kopfweidenreihen geben so mancher Aue und Niederung ihren besonderen Reiz. Häufig entlang der Gewässer stehend, trägt der dicke Stamm nach mehrfachem sogenanntem „Kopfschneiteln“ einen wulstigen Kopf, aus dem zahlreiche Zweige sprießen.

Um Flechtmaterial, z.B. für Körbe, zu gewinnen, schnitten die Bauern im Winter die frischen, biegsamen Triebe, vor allem der Korbweide (Salix viminalis), ab.

Nur alle 4-6 Jahre wurden zur Brennholzgewinnung stärkere Äste von größeren Weiden, wie der Silberweide (Salix alba), „geerntet“.

Schneitelbirken – Reisig für die Besenherstellung

Weit verbreitet war das Schneiteln der Haar- oder Besenbirke. Am Ende des Winters stieg man in den Baum und schlug geeignete Zweige an den Astköpfen ab. Das Reisig diente zur Herstellung von Besen. Diese fanden sowohl zur Säuberung von Stall und Hof sowie als Votivgabe in den Kapellen des Hl. Rochus Verwendung. Bei Krankheiten begab man sich nämlich oft zu einer nahe gelegenen Kapelle, um dem Hl. Rochus mit einem Gebet einen Besen zu opfern.

Abb. 41: Besenbinder beim „Schneiteln“

Ausgehöhlte Weiden – begehrte Quartiere

Die zum Teil morschen, dickstämmigen Kopfweiden zählen zu den insektenreichsten Pflanzenarten in Mitteleuropa. Über 100 Käferarten, unter ihnen Seltenheiten wie der Moschus- und der Weberbock, können auf ihnen leben. Als Nistplatz für Höhlenbrüter wie Steinkauz, Bachstelze und Gartenrotschwanz sowie als Quartier für Fledermäuse sind gerade die Höhlen alter Weiden von großer Bedeutung.

Vielerorts hat die Aufgabe der traditionellen Nutzung zu einem immer noch anhaltenden enormen Rückgang von Schneitelbäumen geführt. Man erkennt auch heute noch häufig, wenn einzelne oder in Gruppen zusammen stehende Bäume früher „geschneitelt“ wurden wie auf Abbildung 39 zu sehen; in diesen Fällen sind die wulstartigen Verwachsungen aus früheren Zeiten noch zu erkennen, aus denen in der Folgezeit - als nicht mehr „geschneitelt“ wurde - gerade Äste herausgewachsen sind.

Die Schneitelbäume teilen das Schicksal der sogenannten „Streuobstbäume“, für deren Pflege der Bauer heute auch kaum noch Zeit findet, was an deren häufiger Überalterung sichtbar wird. Dennoch sind die Streuobstwiesen Oberschwabens ein wertvoller Bestandteil der Kulturlandschaft, der hier keine ausreichende Würdigung findet, weil es im Museum nur unbedeutende Bestände gibt.

Abb. 42: Schneiteln war eine Winterarbeit

Hecken

„Gehölzstreifen“ in Feld und Flur

Hecken sind lineare Gehölzbestände, überwiegend aus Sträuchern, aber auch Bäumen bestehend, von einem Krautsaum umgeben. Sie säumen Wege, Bäche, Felder, Wiesen und Weiden und strukturieren hierdurch das Landschaftsbild.

Auf ungenutzten Grasrainen, Böschungen und Lesesteinriegeln kommen sie spontan auf. Entlang der Viehtriebe und -weiden wurden sie früher oft als „lebender Zaun“ gepflanzt. Besonders dornenbewehrte Rosen-, Weiß- und Schwarzdornbüsche sollten das Vieh von wertvollen Ackerflächen fernhalten.

Abb. 43: Holzhacken für den Wintervorrat

„Auf den Stock gesetzt“

Strauchhecken sind relativ instabile Entwicklungsstadien. Ohne Eingriff des Menschen kommen zunehmend Bäume auf und gewinnen schließlich die Oberhand.

Um Brennholz zu gewinnen sowie Ausbreitung und Schattenwurf auf angrenzende Felder und Wiesen zu regulieren, wurden die Gehölze früher alle 5-15 Jahre knapp über der Oberfläche abgehackt - „auf den Stock gesetzt“.

Einzelne Bäume wie Eichen, Eschen und Vogelkirschen blieben oft als sogenannte „Überhälter“ stehen. Sie wurden später als Nutzholz für den Haus- oder Möbelbau gefällt.

Der regelmäßige Stockschlag begünstigte Strauchart en mit gutem Ausschlagsvermögen wie die Hasel und verhinderte die Entstehung einer Baumhecke.

Ob „Stecken“ oder Wildobst – nichts blieb ungenutzt

Neben der Nutzung als Brennholz für arme Leute, fanden die abgehackten „Stecken“ vielfältige Verwendung. So dienten unbelaubte Hasel- und Weidenzweige als Flechtwerk für Zäune, Faschinen, Körbe sowie zum Ausfachen der Gebäude. Hartes, zähes Eschenholz eignete sich zur Fertigung von Deichseln oder Werkzeugstielen.

Blüten, Blätter oder Wildfrüchte wurden in den Hecken gesammelt und zu Marmeladen, Dörrobst, Säften und Heiltees verarbeitet - eine vitaminreiche Ergänzung zu der meist kargen Kost.

Schützt – Vernetzt – bietet Lebensraum

Richtig bewirtschaftete, daher wenig Schatten werfende Gehölzstreifen erfüllen wichtige ökologische Funktionen. Ihre Anwesenheit stabilisiert das Klima auf den angrenzenden Flächen und vermindert die Bodenerosion durch Wind und abfließendes Hangwasser.

Infolge vielfältiger Verknüpfungen mit dem Umland können Hecken für viele Pflanzen- und Tierarten ein Lebens- und Rückzugsraum sein.

Dies hat gerade in der heutigen Zeit enorme Be-

Abb. 44: Stufenrain mit Baumhecke

Abb. 45: Brombeere

Abb. 46: Weißdorn

Abb. 47: Haselnuß

Abb. 48: Schlehe

deutung für den Schutz selten gewordener Arten wie z. Bsp. den Neuntöter. Dieser und andere Arten leben zumindest zeitweise in der Hecke, zu anderen Zeiten in der offenen Feldflur und stehen deshalb in enger „Symbiose“ mit den umliegenden Kulturflächen. Der Neuntöter ist sowohl auf das Nahrungsangebot der Hecke (Insekten) als auch auf deren Ansitzmöglichkeiten angewiesen. Die natürliche Durchsetzung der Hecke mit Dornsträuchern wie Schlehe, Weißdorn und Brombeere ist dabei von großem Vorteil.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß Hecken Kulturlebensräume sind, die nur durch entsprechende Nutzung und Pflege erhalten werden können.

Abb. 49: Die im Bauernhaus-Museum angelegte Hecke auf einem Ackerrain mit Lesesteinhaufen

AUTOREN DER BILDER

- Aitrach, Gemeindearchiv: Abb. 43
- Auerbach, Vogt: Abb. 54
- Bauer, Robert, Eintürnen: Abb. 26, 28
- Dr. Bauer, Immenried: Abb. 4, 13, 25
- Bauer-Kreutzer, Eintürnen: Abb. 5, 6, 14, 17, 20, 25, 27, 35-38, 40, 42, 45-49
- Biberach, Bad Wurzach-Hauerz: Abb. 11
- Briechle, Kißlegg: Abb. 10
- Prof. Härle, Wangen: Abb. 19, 33, 34, 50-53
- Knittel, Aitrach: Abb. 7
- Leser, Bad Waldsee: Abb. 9, 21
- Limbrunner, Dachau: Abb. 12
- Lippus, Elke: Abb. 15, 16, 41
- Miller, Leutkirch-Toberazhofen: Abb. 8, 22-24
- Rinderunion Baden Württemberg, Herbertingen: Abb. 18
- Prof. Thierer, Leutkirch: Abb. 1, 3
- Prof. Weller, Ravensburg: Abb. 2, 29-32, 39, 44 und 3 Bilder auf Seite 2

Sämtliche anderen Grafiken sind entnommen aus: Lippus, Elke: Tafeln für ein Besucherleitsystem, unveröffentlichter Entwurf im Auftrag der Fördergemeinschaft

- Die Titelseite enthält die Abb. 12, 24, 34, 37, 46

AUTOREN DER TEXTE

- Frau Bauer-Kreuzer, Bad Wurzach
- Herr Prof. Dr. Härle, Wangen
- Herr Prof. Dr. Weller, Ravensburg
- Redaktion: Bernd Auerbach, Vogt

Interesse am Förderverein? Sie haben mal Zeit oder Interesse an einem Projekt?

Der Förderverein hat ca. 400 Mitglieder, die das Museum wertschätzen und deshalb ideell oder durch ihren Beitrag unterstützen. Wir bieten Ihnen für einen Jahresbeitrag von nur 15 (Familienmitgliedschaft 30) beliebig oft freien Eintritt im Museum einschließlich Bezug der „Wolfegger Blätter". Das Antragsformular finden Sie auf der Homepage des Museums unter:
http://www.bauernhausmuseum-wolfegg.de/museum/foerderverein/index.htm
Sie finden dort, wo sich unsere Geschäftsstelle befindet. Die Fördergemeinschaft ist als gemeinnützig anerkannt.

BANKVERBINDUNG:
Kreissparkasse Ravensburg
(BLZ 650 501 10)
Kto-Nr. 62 369 466

„Fördergemeinschaft Bauernhausmuseum Wolfegg e. V."

Die Fördergemeinschaft wurde im Dezember 1976 in Wolfegg gegründet. Das „Bauernhaus-Museum Wolfegg" ist eines der 7 Bauernhaus-Freilichtmuseen des Landes Baden-Württemberg („Die 7 im Süden"), das bis zum Jahr 2003 von der Fördergemeinschaft betrieben und seitdem vom Landkreis Ravensburg übernommen wurde. Die „Wolfegger Blätter" erscheinen 1-2 mal jährlich in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Ravensburg, Eigenbetrieb Kultur. Wir freuen uns über Beiträge, Anregungen sowie ideelle und finanzielle Unterstützung.

KONTAKT UND INFORMATIONEN:

1. VORSITZENDER:
Eberhard Lachenmayer — Tel.: 07527 / 51 24
Friedhofstraße 14, 88364 Wolfegg — eberhard.lachenmayer@t-online.de

2. VORSITZENDER
Franz Füßinger — Tel.: 07527 / 54 01
Hohgreut 3, 88364 Wolfegg — franz.fuessinger@t-online.de

SCHRIFTFÜHRERIN UND GESCHÄFTSSTELLE:
Marlene Bräutigam — Tel.: 07520 / 53 77
Fax.: 07520 / 92 32 54
Haslacher Straße 9, 88279 Amtzell — marlene.braeutigam@gmx.de

KASSE:
Julia Schön — Tel.: 07527 / 52 11
Vogter Straße 56, 88267 Vogt – Grund — info@schoen-wolfegg.de

BEIRÄTE:
Karlheinz Buchmüller — Tel.: 07529 / 12 36
Bergstraße 46, 88267 Vogt — kabuvogt@t-online.de
Heinrich Jäger — Tel. 07527 / 23 44
Gaishaus 1, 88364 Wolfegg — heinrich.jaeger@swepartverktyg.se
Hans-Jürgen Klose — Tel.: 08395 / 32 89
Berg 25, 88430 Rot an der Rot — hans-juergen.klose@t-online.de
Bernd Auerbach — Tel.: 07529 / 91 22 41
Tannerstraße 31, 88267 Vogt — bernd_auerbach@me.com

Für den Inhalt der Beiträge und die Bildrechte ist der Autor verantwortlich.

Die Fördergemeinschaft ist als gemeinnützig anerkannt; Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 15 Euro und erhalten die „Wolfegger Blätter" sowie beliebig oft freien Eintritt im Museum; die ganze Familie zum Beitrag von 30 Euro.

Abb. 50: Apfelernte

Abb. 51: Streuobstwiese

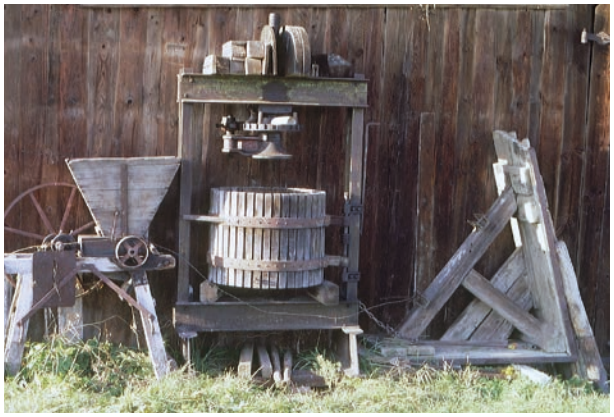
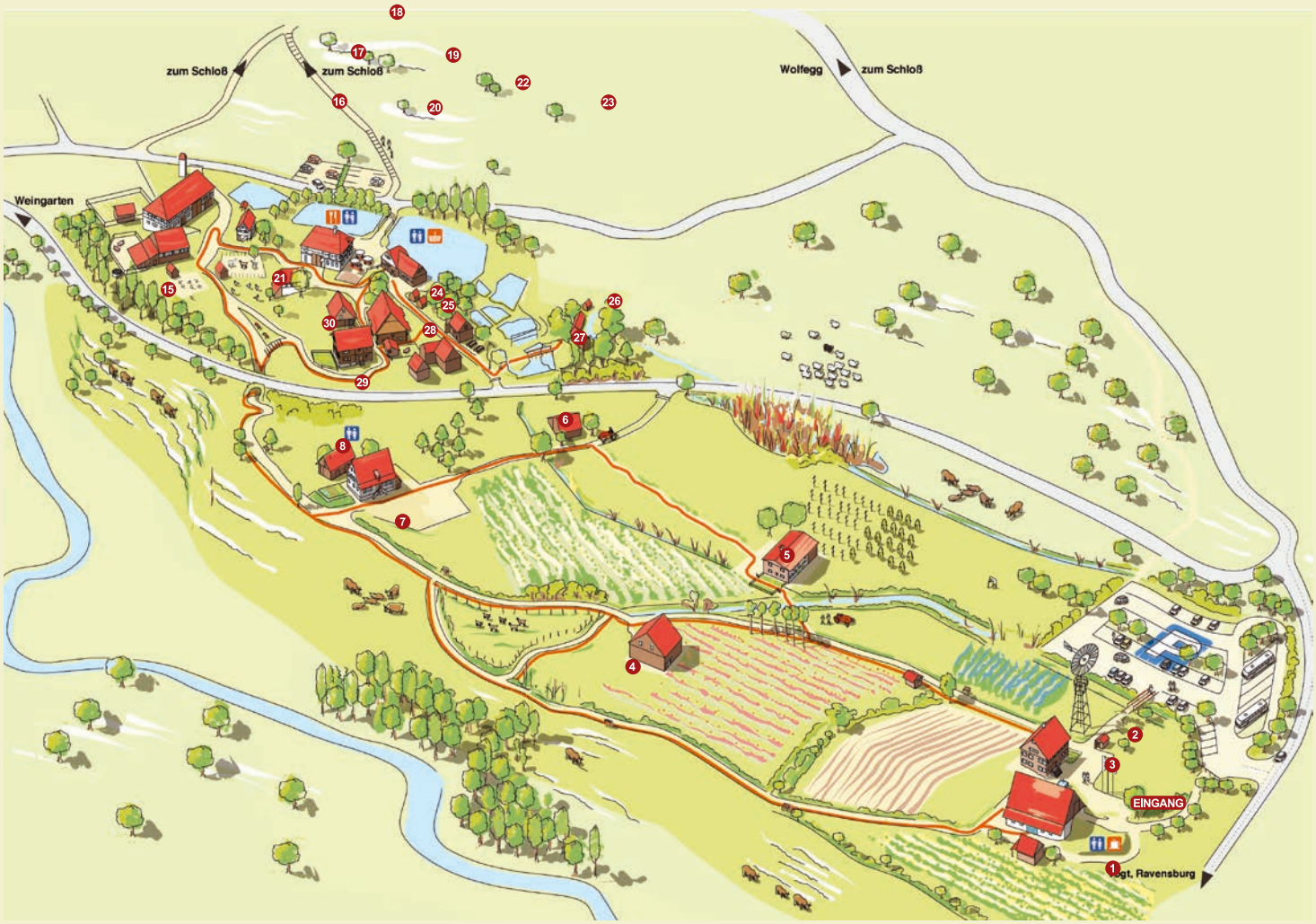


Abb. 52: Mostpresse

Abb. 53: Sogenannte „Stellheinzen" im Gebiet des Federsees

Abb. 54: Auch das ist Teil der Kulturlandschaft!

Museumsgelände aus der Vogelperspektive



Liebe Besucher!
Wir freuen uns, Sie in unserem Bauernhaus-Museum begrüßen zu können und wünschen Ihnen bei dem Rundgang durchs Gelände viel Spaß.

Ihr Team vom Bauernhaus-Museum

Bauernhaus-Museum Wolfegg
Regionales ländliches Freilichtmuseum
im Landkreis Ravensburg

88364 Wolfegg
Telefon (07527) 95 50 0 (Museumsverwaltung)
Telefon (07527) 95 50 20 (Eingangsgebäude)
Telefax (07527) 95 50 10
info@bauernhaus-museum.de
www.bauernhaus-museum.de

Anhand der Nummer finden Sie das jeweilige Haus im Plan und die dazugehörige Information auf der Plan-Rückseite.

Museumspädagogische Projekte finden in den Häusern 1, 5, 8, 17, 20, 21, 22, 28 und 30 statt.

1 **Zehntscheuer aus Gessenried,** um 1430
2 **Windturbine aus Waltershofen,** 1907
3 **Blaserhof aus Waldburg,** 1712
4 **Ziegelstadel aus Hauerz,** 1831
5 **Haus Andrinet aus Urlau,** 1740
6 **Fruchtkasten aus Weitprechts,** um 1745
7 **Haus Häusing aus Amtzell-Häusing,** 1734
8 **Wagenremise des Hofes Häusing** aus Amtzell- Häusing, um 1920
15 **Hühnerstall,** Rekonstruktion 1984
16 **Wohnspeicher aus Lauben,** um 1690
17 **Hof Reisch aus Danketsweiler,** 1780
18 **Trafostation,** um 1915
19 **Notstand aus Baindt,** 1925
20 **Backhaus aus Bergatreute,** um 1730
21 **Wohnspeicher aus Winnenden,** um 1760
22 **Fischerhaus,** 1780 (Kräutergarten und Museumsgaststätte)
23 **Fischhälterei,** 1902
24 **Viehwaage aus Eggmannsried,** um 1900
25 **Spritzenhäusle aus Illerbachen,** um 1900
26 **Winkelbienenstand aus Amtzell-Reute,** um 1920
27 **Bienenstand aus Amtzell-Reute,** um 1920
28 **Stallscheuer aus Richlisreute,** 1724
29 **Haus Füssinger aus Siebratsreute,** 1705
30 **Schopf aus Flunau,** 1784

Toiletten
1, 8, 23, 22

Gastwirtschaft
22

Stehcafé
1

Museumsladen
1, 23